

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse
(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Der Aufstand schleppte sich noch eine ganze Zeit hin. Aber es stellte sich heraus, daß Kasimir Kzonka recht gehabt hatte. Die Bauern, die der kaiserliche Ukas von schweren Lasten befreite, unterstützten die Bewegung nicht mehr. Hier und da ward wohl noch ein Sieg erfochten, aber er konnte das Schicksal der Polen nicht ändern. Und als das Jahr sich seinem Ende zuneigte, war der Aufstand so gut wie erloschen.

Die polnischen Edelleute, die unter Napoleon Kutkowski gekämpft hatten, feierten das Weihnachtsfest teils in Paris, teils auf ihren angestammten Besitzungen.

Im Februar 1864 stellte auch die Nationalregierung ihre Tätigkeit ein. Schon vorher waren die preussischen Truppen zum größten Teil von der Grenze abgezogen worden und in ihre alten Garnisonen gerückt. Nach einer längeren Unterredung mit Hans Albert und Ernst August erbat Friß von Versen seine Entlassung aus dem Militärdienst.

Man hatte sich dahin geeinigt, daß um Ostern 1864 herum die Hochzeit Hannas stattfinden sollte. Ernst August, der mit Leib und Seele Offizier war, wollte im Militärdienst bleiben; Versen sollte Masgora übernehmen und allmählich Ernst Augusts Vermögensanteil herauszahlen. Der alte Baron übergab seinem Schwiegersohn die Fäden der Verwaltung gern.

„Mit einem Arm kann ich sie doch nicht kräftig genug packen,“ sagte er. „Und was die Hauptsache ist: Ich habe mit mir selbst so viel zu tun, daß ich Ruhe brauche!“

Das war keine Phrasen. Es ging ihm jetzt im Alter wie andern Leuten in der Jugend. Er mußte aufbauen, an sich arbeiten, um sich selbst ins Gleichgewicht zu bringen, um den neuen Standpunkt sich ganz zu eigen zu machen, daß er fest und unerschütterlich ward. Auch das Fluchen verschor er. Aber ganz wurde er es nicht los. Manch kräftig Wortlein, das er nicht rasch genug verschlucken konnte, entfuhr ihm nach alter, lieber Gewohnheit.

Hannas Hochzeit wurde ziemlich still gefeiert. Wieder kam der Sommer und die Ernte. Dann hing sich Hans Albert den Jagdstuhl über den rechten Arm und ging in die Felder. Er sah mitten im Glühen der Sonne, mitten im Reifen und Schwellen. Immer nachdenklicher ward er.

Zu Hause rechnete er bei verschlossener Tür, schrieb Briefe nach allen Seiten, knüpfte längst abgerissene Beziehungen von neuem an, und er wurde fröhlicher dabei.

„Ich glaube,“ sagte er zu Versen, „daß ich alter Esel doch noch zu etwas auf der Welt müße bin. Ich habe noch einen Lebenswed.“

Aber fragte man ihn, so klopfte er sich auf den Mund.

„Die Zeit wird's lehren. Ich muß meiner Sache erst sicher sein!“

Was Hans Albert plante, war nichts Geringeres, als dem Dorf zu einer Kirche zu verhelfen. Was er selbst schlecht gemacht hatte, sollte ein anderer gut machen. Unaufhörlich war er tätig, einflußreiche Kreise für sein Vorhaben zu gewinnen. Es kam ihm zugute, daß nach dem Fehlschlagen des Aufstandes unter der Bevölkerung eine gesteigerte Religiosität platzgriff. Und die polnischen Edelleute, die für die Kirche stets Geld hatten, gaben um so lieber, als ein deutscher Protektant es war, der sich so eifrig für den Bau eines katholischen Kirchleins ins Zeug legte.

„Nun werden sie nicht mehr sagen können, daß ich sie habe abtrünnig machen wollen.“

Er sprach es halblaut vor sich hin und lächelte. Ihm war, als ob er damit eine letzte Schuld tilgte.

An einem Junitage sah er auch wieder am Rain der Felder. Er sah auf das heilige Korn und hörte auf die Vögel, die in der Luft standen. Mit der Spitze seines Stockes hatte er in großen Strichen ein Gotteshaus mit schlankem Turm in den warmen Sand gemalt. Da kamen Schritte heran. Er sah auf. Fast gleichzeitig erhob der Näherkommende den bisher gesenkten Blick. Es war Michael Laszkowicz.

Unwillkürlich war der Baron aufgestanden. Der Schmied taumelte zurück, als hätte er einen Stoß empfangen. Die Spitze seines Stockes, auf den er sich stützte, grub sich tief in den Boden.

„Guten Tag, Pan Laszkowicz,“ sagte Hans Albert. Fast widerwillig nahm der Schmied die Mühe ab. Er war grau geworden in den zwei Jahren. Sein Rücken war gebeugt.

„Wollt Ihr mir nicht die Hand geben?“

Es arbeitete in ihm; immer wider wogte die Brust.

„Laßt das, Herr!“ Die Worte rissen sich vom Munde.

„Ihr wißt, woher ich komme.“

Schon war sein Blick auf den Boden gerichtet.

„Ich weiß es, Pan!“

„Nun also. Aus dem Gefängnis!“

Dieser noch grub sich der Stock. Er ward jäh zurückgebogen, daß ein Stück grauliger Erde gelockert ward. Dann fuhr sich Michael Laszkowicz mit dem Ärmel über die Stirn, an der Schweißtropfen hingen.

„Gefängnis klingt besser als Zuchtbaus.“

Er wandte sich. Schwerfällig ging er weiter. Da trat ihm der alte Baron in den Weg.

„Wohin wollt Ihr, Meister? Nach der Schmiede? Dann gehen wir, wenn's Euch recht ist, zusammen.“

Er wollte auffahren. Er strich sich wieder nur über die Stirn. Er sagte nichts, als Hans Albert neben ihm schritt. Eine ganze Weile gingen sie schweigend durch die sonnüberglühnten Felder.

„Das Dorf wird sich freuen, wenn es Euren Hammer wieder hört. Ein Schmied ist uns nötig.“

„Meint Ihr, Herr?“ Raubklang es. Und plötzlich richtete er sich zur alten Größe auf.

„Herr, Herr, was quält Ihr mich; was wollt Ihr noch“

von mir? Warum habt Ihr vor Gericht so gesprochen? Warum sprecht Ihr jetzt so mit mir?"

Und als wäre der Damm gebrochen, strömten die Worte hervor. „Bin ich's nicht gewesen, der die Beute gegen das Schloß geführt hat? Habe ich nicht befohlen, daß man Feuer an die Ställe lege? Habe ich nicht Euer Hab und Gut zerstört? Habe ich nicht nach Eurem Leben getrachtet? Ich konnte nichts dafür, wenn der Hammer Euch selbst nicht besser traf!"

Ein rascher Blick auf den Arm.

„Ah!" Wie ein Schrei Klana's in die Junistille. Und halb stehend: „Laßt mich, was quält Ihr mich? Um Euch nicht zu sehen, bin ich hier den Feldweg entlang geschlichen! Um nicht in Eurer Nähe zu sein, will ich das Dorf verlassen, wo mein Junge liegt. Wir zwei haben nicht Platz darin! Und nun seid Ihr der Erste, den ich finde, und redet zu mir, wie Ihr nicht reden sollt! Ihr sollt nicht, Herr, ich will's nicht! Glaubt Ihr, daß ich nicht schon genug trage? Würdet mir nicht noch Eure Wohlthaten auf! O, ich weiß, Ihr wollt's hören; so hört es: sie brennen mich wie das höllische Feuer!"

Hans Albert hatte zugehört. Auch er war rot im Gesicht. „Hagel und Pest!" entfuhr es ihm, und ein Fußtritt schleuberte den Jagdstuhl beiseite. Er brummte, mit seinem Aufbrausen selbst unzufrieden.

„Ihr seht Gespenster, Schmied," sprach er ruhiger. „Was ich gesprochen habe, war die heilige Wahrheit. Spät genug habe ich sie erkannt. Warum wehrt Ihr Euch dagegen? Beide haben wir gebüßt. Ihr habt Euren Jungen begraben, Ihr kommt von dort, wo es nicht gut ist. Ich habe Schlimmes erlebt, der halbe Arm ist weg. Ihr versteht den Hammer zu schwingen und schlägt nicht fein! Ich zürne Euch nicht mehr. Viel faules Fleisch bin ich mit dem Arm losgeworden. Ihr werdet es noch sehen. Dafür muß ich Euch dankbar sein. Alles, was früher war, ist begraben. Warum begrabt Ihr nicht? Wie soll Neues und Besseres auferstehen, wenn Ihr nicht begrabt? Schmied, Schmied, beide haben wir's nicht allzu weit mehr zum Sarge. Je mehr Haß Ihr aufladet, um so saurer wird die letzte Stunde. Wer sagt Euch, daß ich Euch Wohlthaten erweise? Ich will's ja gar nicht. Ich tu's ja auch gar nicht. An mir liegt's nicht, daß ich Euch hier getroffen habe. Aber wenn es mal so ist, warum nicht reden? Ich will etwas von Euch, Meister, ich will einen Dienst von Euch! Und Ihr redet von Wohlthaten!"

Sie waren langsam nebeneinander geschritten. Michael Laszkowicz hatte die Worte nicht unterbrochen. Schmerz, Scham, Groll standen noch immer in seinem Gesicht. Es war das Gesicht eines, der gepeinigt wird.

Aber plötzlich lief ein Zittern durch seine Mienen. Hatte er recht verstanden? Er sollte dem Baron einen Dienst leisten? Von ihm wollte man etwas? Ein gespannter, ängstlich erwartender Ausdruck verdrängte den früheren.

„Was soll ich?" Es klang, wie etwa: „Erbarmt Euch, was redet Ihr da?"

„Einen Dienst könntet Ihr mir tun, Michael Laszkowicz, damit Ihr nicht glaubt, ich überlade Euch mit Wohlthaten. Wollt Ihr?"

„Spracht!" Die Stimme zitterte, die Gestalt zitterte. „Dann kommt zurück!"

Erkannt hob Michael Laszkowicz das Haupt. Doch folgte er, als Hans Albert voranging; er ging dem Plaze zu, wo er gesessen.

„Erkennt Ihr, was das ist?"

Er deutete mit dem Stock auf die rohe Zeichnung, die er in den Sand gemalt hatte. Ein fragender, mißtrauischer Blick, als glaubte der Schmied, er sollte verhöhnt werden. Doch der Baron blieb ernst, ruhig.

„Eine Kirche?"

„Ja, eine Kirche. Und die Kirche, die wir für Nasgora bauen wollen."

„Für Nasgora?" Des Schmiedes Gestalt straffte sich.

„Eine evangelische Kirche?"

„Eine katholische, Meister!"

Die Qual in dem Antlitz schien sich zu verdoppeln. Und leise: „Warum höhnt Ihr mich?"

Hans Albert zog die Umrisse im Sande nach.

„Ihr seid mißtrauisch, weil Ihr den ganzen Haß noch nicht gesätet habt. Wir wollen sie bauen. Wenn das Dorf evangelisch wäre, würde ich eine evangelische Kirche bauen. Da es katholisch ist, eine katholische. Ihr seid fast der erste, der es hier erfährt. Schon haben viele Leute Geld gezeichnet. Vieles fehlt noch, ich werde es bekommen. Was aber not

tut: es gibt manches zu tun, was ich nicht überwachen kann. Und manchen Meister brauchen wir. Ihr seid ein geschickter Mann, Schmied und Schlosser. An Euch habe ich gedacht. Wenn Ihr wollt, Ihr könntet mir helfen. Ihr könntet mir und dem Dorf Wohlthaten erweisen, die Euch auch im Himmel zugerechnet werden. Michael Laszkowicz, wollt Ihr?"

Er streckte ihm die Hand hin. Wie ein Aufatmen der Erlösung war es über das gepeinigete Gesicht gegangen.

„Herr! Herr!"

„Wollt Ihr, Michael Laszkowicz?"

Und wieder, stehend: „Laßt mich jetzt, laßt mich in die Schmiede! Ich komme morgen aufs Schloß, ich —" Es war hervorgekeucht. Und ehe sich Hans Albert dessen versah, flog der Schmied, fast laufend, den Rain hinunter.

Aber am nächsten Tage kam er wirklich ins Schloß. Er war gefaßt. Und auf das: „Wollt Ihr, Michael Laszkowicz?" wünte als Antwort ein sicheres „Ja". Die Arbeit sollte ihn erlösen. Am liebsten hätte er gleich angefangen. Das ging nun nicht. Aber bald bröhnten die Hammerschläge auf dem Amboss.

Er durfte hier bleiben in dem Nasgora, in dem er festgewurzelt war. Nicht mehr brannten die Wohlthaten wie höllisches Feuer, er konnte sie erwidern. Und er wollte es tun, ob er die Nächte lang schaffen sollte. Ein Feuereifer kam über ihn. Die Kirche — das war das Erlösungswerk. Er sammelte dafür, arbeitete dafür. Immer, wenn er aufs Schloß kam und etwas bringen konnte, hob sich seine Brust freier. Und eines Tages waren seine Augen leuchtend. Er hatte das Tuch von Zuzhus Madonna abgenommen. Warum sollte sie auf dem Weidenbaum stehen in Wind und Wetter? Hatte die alte vor dem Dorfe so lange ausgehalten, so ging's auch noch länger. Nein, der Kirche, seiner Kirche, wollte er das Werk des Krüppels schenken.

Es dauerte noch sechs, sieben Jahre, ehe der Bau wirklich in Angriff genommen wurde. Erst als die Milliarden nach dem deutsch-französischen Kriege ins Reich strömten, war auch ein gut Stück Geld für die Kirche von Nasgora da.

In dem Gotteshause steht nun das Werk des Krüppels. Und der Weihrauch dampft empor zu der süßen Mutter Jesu, die das Haupt zärtlich neigt nach dem Kinde, das krank und schwach in ihren Armen liegt.

Am dem Tage der feierlichen Einweihung des Kirchleins ging Michael Laszkowicz, trotzdem sein Kopf noch grauer geworden, zum erstenmal wieder ganz gerade und aufrecht. Er versäumte auch nie einen Gottesdienst in „seiner" Kirche. Wenn es aber jemanden gab, der noch eifriger darin war, so war es Rascha Raczmarek, die auch weiter Hanna von Bersen diente, wie sie einst Hanna von Graßnied gedient hatte.

Sonst ist nur wenig noch zu erzählen. Kasimir Kzonka tauchte nie mehr in der Gegend auf. Er hatte noch vor den polnischen Ebelenten die Aussichtlosigkeit des Aufstandes erkannt und hatte Czachowski's Heerhaufen verlassen. Siga Wendrowski, der Marquis, hatte ihn ein paar Jahre später in Paris getroffen, wo er eifrig gegen das Kaiserthum konspirierte. Ein Gerücht wollte wissen, daß er sich später Garibaldi angeschlossen und in den Kämpfen um Dijon gefallen sei. Näheres jedoch wußte niemand.

Wladimir Mysczynski endlich, dessen Verwundung bald heilte, bewirtschaftete noch einige Jahre sein Gut und trat dann — was seine Freunde schon immer prophezeit hatten — in ein Kloster. Auch von ihm hörte man nichts mehr. Er hatte einen der strengsten Orden gewählt, dem er als Laienbruder angehörte. Die übrigen Edelente der Umgegend, die mit ihm zugleich in den Kampf gezogen, lebten recht und schlecht auf ihren Gütern. Ihre letzte Hoffnung, den weißen Adler noch einmal frei fliegen zu sehen, sank zusammen, als Albeutichland nach Frankreich hineinging. Da wußten sie, daß alles vergebens sei, und paßten sich, so gut es ging, den neuen Verhältnissen an.

Ruchocin und Szyblewo, die beiden Hauptgüter Napoleon Rutkowski's, fielen an die Czartoryski's. Sie gingen durch mehrere Hände und wurden schließlich von der Ansiedlungs-Kommission angekauft zur Förderung des großen Germanisierungswerkes im Osten. Deutsche Bauern führen nun den Pflug über das Land, das einst dem Nachfahren eines polnischen Königsgeschlechtes gehörte. Aber sie wissen es nicht.

Und die polnischen Bauern, die daneben der Erde die heilige Feldfrucht abringen, wissen es auch nicht. Hin und wieder, nicht hinterm Pfluge, wohl aber aus den Pflaumen-gärten am Sommerabend, kann man die alten Revolutions-

Heder noch hören. Sie jingen vom weißen Adler und von blanken Senjen, von Johann Sobieski und Koszciuszko, vom großen, freien Vaterland und seinem Unglück. Sie jingen auch vom letzten Aufstand, von Bangiewicz und Mieroslawski, von Czehowski und anderen Führern, felsam kaurige Vieher, die weh enden.

Von Napoleon Kuffowski aber jingt keines. — —

Schafft Eier!

Gestügelzucht-Direktor Beed, Halle a. S.-Gröllwig.

Schlachtet kein Zuchtgefügel ab, auch wenn die Hühner sich jezt schlechter ernähren lassen als sonst.

Wir müssen alles daran setzen, um die Hühner, auch bei der durch die Verhältnisse gebotenen schlechteren Ernährungsmöglichkeit, zu veranlassen, soviel als möglich Eier zu legen. Diese Aufgabe kann der Landwirt um so leichter erfüllen, als der Preis für Eier ein sehr hoher ist, was viele veranlaßt hat, mehr Hühner einzustellen. Andererseits ist die Ernährungsmöglichkeit auf dem Lande nicht mit so großen Schwierigkeiten verknüpft als in der Stadt. Deswegen darf aber der städtische Züchter nicht verzagen. Auch er wird bei einigermaßen gutem Willen seine Hühner durchhalten und möglichst viel Eier liefern können. Er erfüllt damit eine nationale Pflicht, die ihm die Landesfütterstelle erleichtern wird, indem sie für sein Geflügel Futter in größeren Mengen als bisher bereustellen will. Aber auch die ländlichen Züchter sollen dabei nicht unberücksichtigt bleiben. Wir können unsere Hühner auch unter den heutigen Möglichkeiten der Futterbeschaffung leistungsfähig erhalten, allerdings nicht in dem Maße, wie es bei einer reichlichen Zufütterung von Kraftfutter und Körnern möglich ist. Zu zeigen, wie sich das machen läßt, soll der Zweck nachstehender Ausführungen sein.

Man schlicke sich zur leichteren Beschaffung brauchbaren und preiswerten Futters zu Vereinen zusammen. Sobald angänglich, gebe man den Hühnern Weidegelegenheit. Je reicher die Weide an Gras, Wärmern und dergleichen ist, desto weniger Futter dürfen die Hühner frisch bekommen. Fleißige Futterfucher sind auch meistens die besten Futterverwerter und Eierleger. Bei geschlossener Hofhaltung ist es nötig, die Hühner in steter Bewegung zu halten. Ein heller, gegen Wind und Regen geschützter Raum, die beworfen mit trockenem Laub oder Rast, ab und zu ein paar Körner oder gebochter Unkrautsamen, besonders Brennnesselsamen, eingestarkt, läßt sie fleißig scharren. Nur gesunde Tiere sind leistungsfähig.

Im allgemeinen müssen wir jezt mit dem Körnerfutter sparen. Nur Gerste und vereinzelt Mais können in Frage. Ein Liter davon muß jezt für 20 bis 25 Hennen als Abendfutter reichen. Körner müssen weit auseinander gestreut werden, damit alle Hühner gleichmäßig davon bekommen können. Ein Verfüttern im Trog ist falsch. Bei ungünstigem Wetter ist in dem oben besprochenen Scharrraum zu füttern. Von dieser geringen Menge Körner werden die Hühner nicht satt. Sie müssen aber vollständig gesättigt schlafen gehen. Das fehlende wird am besten durch rohe Rüben ersetzt, die in haselnußgroße Stücke gebracht, ihnen 1 bis 2 Stunden vor dem Schlafengehen im Troge vorgelegt werden. Am geeignetsten hierzu ist die Mohrrübe, dann kommen die Kohlrüben (jezt beschlagnahmt) und die Futterrüben. Von letzteren sind die gelblichgrünen besser als die roten. Auch Weichfutter kann als Abendfutter gegeben werden, doch wenn irgend möglich, mit einem Zusatz von Körnern.

Bei frostfreiem Wetter empfiehlt es sich, den Hühnern fortwährend Futterrüben an geschützter Stelle (Scharrraum) zur Verfügung zu stellen, ihnen aber dann das Wasser zu entziehen.

Je mehr Nafsfutter, desto weniger Wasser und umgekehrt. Wasser darf im Winter nicht zu kalt gegeben werden. Bei nacktem Frost genügt ein dreimaliges Tränken mit sich sofort anschließender Entfernung der Tränkegefäße.

Im Frühjahr tritt an die Stelle der Rüben das Grünfutter, nachdem es auf der Häckselmaschine, mit dem Wiegemeffer oder der Schere so fein als möglich 2—5 mm geschnitten ist. Vogelmier, Mäuseohr, Löwenzahn, Brennnessel, Rüben, Comfrey, (besonders für Enten), vor allem aber Klee, später in Samen geschosener Salat, Spinat, dann Kraut, aber auch saftiges Gras tut gute Dienste.

Früh wird in Betracht der Körnerknappheit immer nur Weichfutter gegeben. Kartoffeln und Kleie galten bisher als Grundfutter. Jezt wird es aber nur noch wenigstens möglich sein, Futterkartoffeln den Hühnern zu verabfolgen. Da muß die Kälbe ausheffen, später das feingehäckelte Grünfutter. Die Rüben werden am besten gedämpft und mit Kleie und da, wo es noch möglich ist, mit etwas Schrot angemengt. Ein guter Ersatz dafür ist fein gehäckeltes Kleeheu oder Kleehehl. Alle Kleearten von der Luzerne bis zur Scirabella sind gleich gut zu verwerten. Ein kurzes Ausfrähen oder ein inniges Mischen mit den gefochten, noch heißen Rüben und längerem Stehenlassen im zugedeckten Topfe (1 Stunde) genügt. Auf einer verstellbaren Häckelmaschine kann man sich ein brauchbares Heuschrot selbst herstellen. Der Kauf von Kleehehl verleiht das Futter, noch mehr Kleehehl, bei dem auch Fälschungen nicht ausgeschlossen sind. Wenn viel Kleeheu zur Verfügung steht, tut gut, die Blätter (4) über ein Sieb abzureiben und sie mit Kleie (1) und Schrot (1) ge-

mischt, mit kochendem Wasser gebrüht, eine Zeitlang stehen zu lassen und lauwarm den Hühnern als Morgensfutter vorzusetzen. Die Stengel werden vom Großvieh oder den Kaninchen gern gefressen. Sie sind 3—4 mm gehäckelt und gelocht einschließlich des Kochwassers auch ein brauchbares Schweinefutter. Scirabella- und Rübensamenpreu können ebenfalls genommen werden, ebenso Heisamen. Von außerordentlichem Wert sind getrocknete, zerkleinerte Brennnesselblätter. Kleeheu und Brennnesseln enthalten große Mengen Eiweiß und Kalk, wirken daher äußerst vorteilhaft auf das Legen der Hühner. Das Weichfutter für Hühner darf niemals schmierig, aber auch nicht zu trocken sein. Eine feucht-krümelige Masse wird von ihnen am liebsten genommen.

Kartoffelschalen, Krautstrünke und sonstige Abgänge der Küche sollten ebenfalls gefocht und dem Weichfutter zugefegt werden.

Allem Weichfutter ist für je 5 Hühner eine reichliche Messerspitze Viehsalz und je 1/2 Teelöffel phosphoraurer Kalk und Schlemmkreide zuzusetzen, bei Hühnerhaltung auf beschränktem Areal noch 1/2 Eßlöffel scharfkörniger Sand.

1/2 Liter Körner mit ausreichender Kleeheubefütterung geben immer noch bessere Eierträge als eine körnerlose Ernährung, es sei denn, daß letzterer größere Mengen an Fisch-, Fleisch- oder Blutmehl zugefegt werden. Auf die Dauer ist aber ohne alle Körnerfrucht eine größere Eiergewinnung nicht möglich. Wer an Kraftfutter noch etwas übrig hat für seine Hühner, wird viel Eier bekommen. Der Kraftfutterbedarf hängt ab von der den Hühnern zugänglichen Weide. Je größer letztere ist, desto weniger brauchen sie davon. Es genügen dann im November, Dezember und Januar täglich 5 g für ein Huhn, im Oktober und Februar die Hälfte, in den übrigen Monaten nichts. Der städtische Züchter wird im Sommer mit 5, im Winter mit 10 g auskommen.

Eines der besten Kraftfutter für Hühner sind getrocknete Garneelen, die auch für die Küdenaufzucht das denkbar beste Futter sind.

Weiter kommt in Frage Knochenschrot, Trockenhefe, Eiweißsparfutter, Mellogen, Strohkraftfutter, Malzkeime, Biertreber sowie die gemahlenen Delfuchen. Je abwechslungsreicher ein Huhn ernährt wird, desto mehr Eier wird es legen.

Obst- und Nefel- und Birnenkerne und Meerlinsen, Kastanien und Eicheln, geschält, gebierelt und mehrere Tage gewässert, dann gefocht, sind empfehlenswerte Futterzujäge. Kaffeejas ist auch in größeren Mengen nicht schädlich, besitzt aber wenig Nährwert, ist aber ein gutes Füllfutter.

Enten sollen kein Körnerfutter bekommen, nur frisch und abends je 1/2 Pfd. Weichfutter. Gedämpfte Kartoffeln oder Rüben mit Kleeheuschrot, Rübensamenpreu, Heublumen oder Comfrey, Klee, wenn möglich etwas Maizschrot oder Delfuchen, eine Pröje Salz, phosphoraurer Kalk, Schlemmkreide und Sand sind ein gutes Winterfutter für sie. Wer von Neujahr an 5—10 g Fischmehl, Fleischmehl, Knochenschrot, Talggrieben oder dergleichen, auch Leber oder Malzkeime zusetzen kann, wird jezt und viel Eier von ihnen bekommen. Und das ist jezt die Hauptfache:

Eier schaffen!

Der Wundermann von London.

Einen ebenso unterhaltsamen wie interessanten Beitrag zum Kapitel des Berglaubens und Geisterbeschwörungs-Schwindels in England bildet ein in der Daily Mail veröffentlichter Bericht des bekannten englischen Publizisten Harold Ashton, der eine „Sigung“ bei einem in London besonders beliebten „Wundermann“ schildert: „Jeden Morgen um 1/12 Uhr hält der „göttliche“ Prediger und Seelenheilfänger Frederic A. Rawson in seinem Gebetladen im Zentrum Londons — in der Regent Street eine Sigung mit fog. geistiger Behandlung ab. Früher konnte man kostenlos an diesem Ereignis teilnehmen, aber der Zulauf wurde so groß, daß Rawson nur noch seine Dauerpatienten kostenlos zuläßt, während sonstige Besucher Eintrittsgeld zahlen müssen. Eine seiner Bettalinnen steht an der Tür und nimmt das Geld in Empfang, wobei sie jeden fremden Besucher nach Namen und Adresse fragt, um diese Angaben in einem dicken Buch zu verewigen. So wird jeder Neugierige geangelt, um dauernd für die Behandlungsmethode gewonnen zu werden. Die Verammlung, zu der ich mich hatte einladen lassen, bestand aus 13 Personen: 11 höchst elegant gekleidete Damen, meine Wenigkeit und der göttliche Rawson. Der heftige Mann sah vor einem Kult und erledigte seine morgendliche Geschäfts-korrespondenz, die mir durch ihren Umfang imponierte. Es waren ganze Stöße von Briefen, und viele enthielten Scherz. Als dies erledigt war, begann Rawson die eigentliche Arbeit: den Vortrag über seine Behandlungsmethode. „Ich begimme“, sagte er laut, „indem ich zuerst mich selbst behandle.“ Ich betrachtete ihn aufmerksam aus nächster Nähe. Er beugte sich in seinem Stuhl vorwärts, sein Gesicht nahm eine ganz ionderbare Linie an, und seine Augen glotzten ins Leer. Es war genau derselbe primitive Jahrmakstrick, den ich bei allen bisher geachteten bestrafte Wundermännern und Wunderfrauen in meiner langen Praxis auf diesem Gebiete hatte beobachtet können. Namentlich begann Rawson in kurzen, hervorgehobenen Sätzen die Beschreibung, wobei er alles Böse in dieser Welt durch Ablenkung vernichtete: „Es gibt keine Lüge; es gibt keinen Mord; es gibt keinen

Schmerz, keine Sorgen. Alles ist Freude, Freude, Freude! Die Söhne Gottes jubilierten: Freude! Es gibt kein schlechtes Augenlicht! Hier möchte ich einschalten, daß Rawson in seinem „Buch der Wunder“ berichtet, wie er vor Jahren nach seiner geistigen Methode sein schlechtes Augenlicht so gründlich geheilt habe, daß er am nächsten Tage die Brille für immer fortwerfen konnte. Nachdem Rawson die Anwesenden mit dieser Beschreibung erfreut hatte, griff er nach einer Bibel, und ernstlichweise zog er eine Brille hervor und legte sie auf seine Nase, ehe er die Arbeit fortsetzte. Merkwürdigerweise nahm niemand aus dem Publikum von diesem Widerspruch zwischen Theorie und Praxis Notiz. Die nächste Behandlung Rawsons galt seinem an der Front befindlichen Sohn. Dabei flocht er die Erzählung zahlreicher von ihm vollführter Wunder ein. So berichtete er, daß ein Offizier durch seine Behandlungsmethode so unverwundbar geworden sei, daß er stundenlang lächelnd und schloßlos mitten im schweren Trommelfeuer, geradezu dicht vor den heulenden Schänden der feindlichen Geschütze stand, ohne daß dies ihm irgendwie zum Schaden gereicht hätte. Weiter erzählte er, daß vor einem der letzten Juppelanfälle der erhabene Geist ihm verleihe habe, daß die Juppelins das große Lazarett in Birmingham vernichten wollten. Durch seine Methode der Behandlungskonzentration aber habe er dieses Unheil abgewandt. Der beste Beweis hierfür sei, daß das Lazarett noch heute siehe. Als er dann die Zuhörer mit immer größerer Aufmerksamkeit beaufachte und schließlich erzählte, wie einmal ein Ferkelwürger sich mit geballten Fäusten auf ihn gestürzt habe, wie aber infolge seiner Beschwörung kein einziger Schlag ihn habe treffen können, war mit dies dem doch zu viel. Ich erhob mich und fragte: „Wollen Sie damit sagen, daß, wenn ich vor Sie hütetete und Sie schlagen wollte, Sie mir dies auf rein geistigem Wege unmöglich machen könnten?“ „Mein lieber junger Freund“, erwiderte Herr Rawson salbungsvoll und zugleich ein klein wenig besorgt, „ich versichere Ihnen, daß kein einziger Schlag mich berühren könnte.“ „Gestatten Sie also, daß ich es versuche?“ fragte ich weiter. „Wenn Sie es wünschen“, entgegnete Rawson mit einem etwas kläglichen Lächeln, „aber Sie können mir auch so glauben, daß ich die Wahrheit sage.“ „Kann ich es gleich jetzt machen?“ fragte ich kurz. Herr Rawson wand sich auf jede mögliche Weise und suchte immer wieder das Thema zu wechseln. Aber ich ließ nicht locker und trat dicht vor ihn hin. „Bitte“, flüsterte er, „machen Sie mir ja keine Scene.“ „Dadurch nicht“, erwiderte ich kühl, „beginnen Sie nur ruhig mit Ihrer Beschwörung.“ Rawson machte ungeheureliche Kotaugen und leuchte in übertrieben befehlendem Tone: „Sie — werden — mich — nicht — berühren!“ Es wurde unheimlich still im Raum. Ich bog mich zurück, hob den Arm und fragte: „Jetzt, Herr Rawson?“ Rawsons Augen flackerten, er erwiderte nichts. Ich beugte mich wieder vor und schlug ihn ordentlich miters Kinn. Er sank auf seinen Stuhl, wackelte mit dem Kopf und rief: „Au!“ ... Ich verließ den Ort der Geschehnisse und habe nie wieder etwas vom Herrn Rawson gehört. 180 Schilling Eintrittsgeld — jowiel hatte man mir abgehört — war keine geringe Summe, aber ich finde doch, daß die Sache sich bezahlt gemacht hat.

Vermischtes.

* Die europäisierten japanischen Augen. Wie „Tit-Bis“ zu berichten weiß, sind die Japaner nicht nur unentwegt bemüht, sich in allen Dingen der geistigen Bildung und der ganzen Lebensart den Europäern anzupassen, sondern sind bestrebt, auch die charakteristischen Merkmale ihres Aeußeren nach Möglichkeit zu verwischen. Seit ein paar Jahren nämlich ist in Japan eine Operation geradezu Mode geworden, durch die die mandelförmig geschnittenen Augen der Japaner eine europäische Form erhalten. Der Chirurg macht einen etwa 1 1/2 cm langen Einschnitt am äußersten Ende jedes Auges, von dem Punkt ausgehend, an dem sich die beiden Lider vereinigen. Dann dehnt er die Haut der Augenlider und die Augenbrauen und klebt auf die Wunde ein schon vorbereitetes Pflaster. Nach einigen Tagen ist die Wunde völlig vernarbt, das Auge hat seine ursprüngliche Form verloren und kann nun mit seinem schönen Oval mit den schönsten europäischen Augen konkurrieren. Die Operation verursacht demjenigen, der sich ihr unterzieht, keine Schmerzen und keine Unannehmlichkeit außer der, dem Chirurgen 2000 Mk. zahlen zu müssen. Viele amerikanische und europäische Ärzte, die zu Spezialisten dieser Operation wurden, haben in kurzer Zeit recht ansehnliche Vermögen erworben. Unter ihren Patienten befanden sich bekannte Politiker Japans. Man behauptet sogar, daß der Mikado seine Augen europäisieren ließ.

* Warum gähnen wir? Keineswegs ist das Gähnen immer ein Zeichen der Ruhebedürftigkeit. Wenn unsere Organe unläufig waren, das Blut langsam durch die engen Adern schlich, und jetzt neue Aufgaben, neue Ansprüche an uns herantreten, dann reden wir unsere saulen Glieder, strecken die krampfhaft gesteihten Arme in die Luft, strammen die breit gestellten Beine und legen den Kopf steif in den Nacken. Wo zu? Um unsere Muskeln auszupressen, damit das schlechte, schlackige, verbrauchte Blut zurückfließt ins Herz, und Blah macht dem hellroten, frischen, das neue Nahrung, frischen Sauerstoff hineinträgt in die lebensdürstigen Glieder. Denselben Zweck hat wahrscheinlich auch das Gähnen: das Gehirn

aufzufrischen, es zu befreien von dem trägen, langsamen Blut, das erquickendes, sauerstoffbeladenes einströmen kann: Wir öffnen ganz automatisch, krampfhaft den Mund, holen tief Atem und halten ihn an — der luftgeleerte Brustraum saugt das Blut ins Herz zurück — die Hautmuskeln des Halses straffen sich, daß das Blut aus den großen Drosselvenen hinabfließt ins Herz. Es ist ein köstlich Ding, das Gähnen, wenn auch wenig hüßlich und nicht schmeichelhaft für den Anwesenden; beweist es ihm doch, wie wenig Anregung er unserem Gehirn geboten.

Büchertisch.

— Dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika ist die neueste Nummer 3842 (Kriegsnummer 183) der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. J. Weber) gewidmet. Im Leitartikel „Der neue Abschnitt des Weltkrieges“ beleuchtet der bekannte Parlamentarier Graf Westarp die gegenwärtige Lage. Den deutschen Einfluß in Amerika und die kulturellen und politischen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten behandelt Louis Blered in dem Artikel „Deutschland und Amerika“, dessen Ausführungen durch trefflich gewählte Illustrationen eine wertvolle Stütze erhalten. Ueber die Zusammensetzung der Nationalitäten und Rassen in den Vereinigten Staaten plaudert O. Sperber. Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten und seine berufliche Gliederung veranschaulicht eine charakteristische Karte. Einer der besten Kenner des „Landes der unbegrenzten Möglichkeiten“, E. A. Bratter, bringt uns in seinem Artikel über „Die amerikanische Seele“ der Erkenntnis der Wesenszüge Uncle Sams wesentlich näher. Die „Wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten“ schildert die sachkundige Feder E. Fritgers (Bremen). Eine Reihe statistischer Zeichnungen führt die Zusammenlegung der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, den Verdienst der amerikanischen Kriegslieferanten, die Ein- und Ausfuhr von und nach Deutschland im Jahre 1913, den Wert der in den amerikanischen Häfen stillliegenden 63 deutschen Handelsdampfer im Verhältnis zu den deutschen Kriegskosten u. a. m. vor Augen. Ueber den verschärften U-Boot-Krieg und den Minenkrieg belehren Zeichnungen von Willy Stöwer, Schmidt-Damburg, Kurt Haffenslamp, eine Karte der Sperrgebiete, ein Durchschnitt durch einen deutschen Tauchboot-Minenleger und ein Artikel über den „Minenkrieg“. Auch der Krieg ist durch mehrere Zeichnungen und Aufnahmen berücksichtigt. Zum 60. Geburtstag Max Klingers bringt die Nummer einen reich illustrierten Beitrag über die neueste Schöpfung des Meisters, die Radierungen-Folge „Das Jelt“. Die feine Kunst des verstorbenen Landschaftsmalers Gustav Schönleber zeigt die Wiedergabe seines Gemäldes „Brügge“.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 1. Märheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Georg J. Plotte; Max Ludwig; Max Ludwig; Autobiographische Skizze; Hugo Kersten; Altkoisimus; Alfred Biese; Theodor Storm in Briefen; Martin Sommerfeld; Erlebnis und Schicksal; Max Jobel von Jobeltly; Ein vergessenes Stück von Maß. — Echo der Bühnen. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen. — Notizen. — Nachrichten. — Der Büchermarkt.

— Rürschners Bücherschatz. Band Nr. 1102/1103: „Aus einer ostpreussischen Kleinstadt.“ Roman von Georg Wasner. 190 Seiten Umfang. — Preis 40 Pf. — Herm. Pillger Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 124/125.

— Selma Lagerlöf: Tale Trott, Das Schachstücklein der Kaiserin, Die Grabchrift, Die alte Agneta, Die Geisterhand. — Verlag der „Weltliteratur“, München 2, Färbergraben 24. Preis 10 Pf.

— Die Arche, Roman von Werner Schell. Mit einer Vorrede von Georg Engel. (Verlag Ullstein & Co.), Berlin.)

— „Völkerring“ (herausgegeben von Dr. E. D. Baer, Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart). „Das Deutsche Reich während des dritten Kriegshalbjahres“ heißt die Ausgabe, die in den Heften Nr. 111 und 112 behandelt wird.

Tauschrästel.

Angel, Mars, Zahl, Weib, Bund, Horn, Reis, Ross, Kater, Mund, Haus, Jecher, Mond, Wonne, Ketter, Mahd, Buch.

Von jedem Wort ist durch Untausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes Hauptwort zu bilden, jedoch so, daß die neu eingeligten Buchstaben eine glänzende Waffentat der Mittelmächte auf dem Balkankriegsschauplatz benennen. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Pyramide in voriger Nummer:

E
E
i
I
r
e
B
i
e
r
B
r
i
e
f
F
i
e
b
e
r